

# Jenseits von Jemand? Innere und äußere Grenzen von Individualität

---

Christof Mandry

Im Zeitalter der Globalisierung(en) haben Identität und Authentizität hohe Konjunktur. Selten ist soviel über 'Identität' gesagt und geschrieben worden wie innerhalb der letzten beiden Jahrzehnte. Dabei reichen die vertretenen Positionen von der Affirmation eines traditionellen Begriffs bis hin zur Forderung, jede anspruchsvollere personale Identitätsvorstellung als nicht mehr sinnvoll fallen zu lassen. Grundsätzlich kennzeichnend für den Begriff der Identität von Personen ist die Verbindung einer Außen- mit der Innenperspektive: zum einen geht es darum, unter welchen Bedingungen eine Person im zeitlichen Verlauf als die *selbe* identifiziert werden kann, zum anderen bezieht sich 'Identität' auf das Selbstverhältnis der Person, auf ihre praktische Identität als Subjekt ihres Lebens und Handelns. In der aktuellen Diskussion gibt es gegenläufige Bewegungen, die auf unterschiedlichen gesellschaftlichen Ebenen Identität, Persönlichkeit und Individualität sowohl akzentuieren, sie einfordern, als auch deren bisherige Verständnisse unterminieren und auflösen. Wenn ich daher mit dem Untertitel meiner Sondierung danach frage, was äußere und innere Grenzen von Identität sind, so meine ich sowohl die Begrenzungen, die eine Identität benötigt, um eine und einzig – also individuell – zu sein, als auch die 'Begrenzungen' von Identität in Anführungszeichen – also die Grenzen, an die die Begriffe und Konzeptionen von Identität selbst stoßen und jenseits derer sie in ein Niemandland entlassen, in dem neue Verortungspunkte für 'jemand' im Unterschied zu 'etwas' erst noch gefunden werden müssen.

Gerade in dieser widersprüchlichen Situation darf man sich aber die Parfische Frage nicht ersparen „does identity

matter?“ – ist Identität wirklich wichtig? Wenn ja, welches Identitätsverständnis und wofür? Vielleicht muss das vertraute, von Selbstbewusstsein und Dauerhaftigkeit konturierte Identitätskonzept verabschiedet werden, weil es auf Bedingungen beruht, die in der spätmodernen Weltkultur ins Wanken geraten sind. Kann an ihre Stelle eine mobilere, vagere und dezentrierte Vorstellung treten, der es anstelle von Selbstbehauptung darum geht, 'sich zu verlieren, um sich zu finden'? Gerade im Kontext der Globalisierungsauseinandersetzungen muss damit freilich sofort die kritische Rückfrage verbunden sein, wo hinein man sich da verliert und ob es beim gefeierten Sichverlieren nicht um ein Enteignetwerden handelt, ob die unterschiedlichen 'Selbst'konzepte also nicht auch in einem realen Kampf miteinander stehen.

Der Identitätsdiskurs zeigt zunächst einmal an, dass 'Identität' fraglich geworden ist und der reflexiven (und auch literarischen) Selbstvergewisserung bedarf. Identität braucht die Vergewisserung durch Unterscheiden, also Abgrenzen von Anderen, um sich ihrer bewusst zu werden. Das gilt bereits für kollektive Identität wie insbesondere den Nationalstaat und das nationale Bewusstsein. Hier bedeutet Erfinden von Individualität beispielsweise, dass der eigene 'Nationalcharakter' einfach anders als der des Nachbarvolkes und irgendwie besonders sein *muss* – um dies auszudrücken werden nationale Symbole wie Flaggen, Hymnen und Münzen kreiert. Bezeichnenderweise kann auch im Zeitalter des Euro auf ein nationales Verso der Münzen offenbar nicht verzichtet werden. Die Einsicht in das Schöpferische im Nationalen, nämlich dass sowohl diese Symbole, die Nationalcharaktere, als auch die nationale Kultur und Geschichte erfunden werden mussten, unterhöhlt deren

Geltung und Bindekraft aber erheblich, beruhte deren Geltung doch gerade auf der fiktiven Ursprünglichkeit und Authentizität. An ihnen festzuhalten ist nun häufig nur noch um den Preis der Gewalt möglich, genauer: um den Preis offenkundiger Gewalt, denn die bisher bereits darinsteckende Gewalt der Ausgrenzung, Marginalisierung und Unterdrückung von Minderheiten und Fremden etwa, war ja bestens verdrängt. Sind wir nach der Enthüllung und Entzauberung des Nationalismus schon im postnationalen Zeitalter angekommen? Eher befinden wir uns in einem Zwischen, wo neue Formen kollektiver Identität erprobt werden, die aber häufig noch nationenanalogue strukturiert sind oder nationale Identitäten voraussetzen. Für die bestehenden oder entstehenden Netzwerke gilt dies am wenigsten, freilich ist fraglich, ob sie eine vergleichbare Integrationstiefe erreichen und die des Nationalstaats gänzlich ersetzen können. Nun ist ein Kollektiv noch kein Jemand und auch nicht jenseits davon. Aber die langsame Dissolution der Nation schlägt aufs Individuum zurück, das erst mit dem nationalen Bewusstsein völlig zum Selbststand gekommen ist. Denn mit der Dekonstruktion des Nationalen und seiner Natürlichkeits- und Authentizitätsprätention entfällt eine wesentliche Stütze der individuellen Identität, nämlich die Partizipation an der Geschichte und der 'Sendung' einer Nation. Hinzu kommt, dass aufgrund einer Vielzahl von Faktoren individuelle Lebensläufe immer mehr verschwimmen: Gerade aufgrund der gesellschaftlichen Individualisierung folgen Lebensläufe immer weniger klaren Mustern, sie zeichnen sich eher durch den häufigen Wechsel aus, etwa der beruflichen Verhältnisse bzw. der ausgeübten Berufe, der eingegangenen und wieder gelösten Partnerschaften, der räumlichen Mobilität, die durchaus über Länder- und Kulturgrenzen hinweg gehen kann, usw., aber auch durch den Wechsel der inneren Zugehörigkeiten zu Weltanschauungen, politischen Präferenzen, Meinungen, ästhetischen Optionen, etc.. In der Risiko- und Erlebnisgesellschaft können damit einerseits eine Vielzahl von Optionen getroffen, wieder revidiert und zu immer neuen Mustern (um das Bild vom linearen, eindeutigen und unumkehrbaren Lebenslauf zu vermeiden) ausgeprägt werden. Andererseits müssen diese Musterkombinationen und -abfolgen

selbst 'kohärent' gemacht werden, da sie nicht mehr oder kaum noch 'selbstverständlichen' und vertrauten Lebensplänen folgen können. Was vordem klar vorgegeben war und nur mit Anstrengung zur Disposition gestellt werden konnte, muss nun in einer eigenständigen biographisch-narrativen Leistung hergestellt werden. So sind die Identitäten fragil, sind aus unterschiedlichen Lebenslaufversatzstücken, beruflichen und familiären Phasen, Brüchen und Überlappungen, ideologischen Wechseln und Diffusionen zusammengesetzt. Dies ist auf der einen Seite ein Freiheitsgewinn, auf der anderen wird dadurch Identität *fraglich*: 'Wer bin ich noch?' angesichts des stetigen Wandels und der fundamentalen Kontingenz – gibt es hier überhaupt *ein* Subjekt?

Freilich darf der vielbeschriebene Trend zu Patchworklebensläufen und -identitäten und der damit verbundene Zuwachs an Freiheit (und an Entscheidungsdruck) nicht darüber hinwegtäuschen, dass das Denken in Identitäten weiterhin vorhanden ist und gewissermaßen eine Identitätserwartung des alten Typs ausübt. Beispielsweise erfährt dies jeder und jede, die sich um eine Anstellung bewirbt, als die Erwartung, ein 'guter Bewerber' auf einen Job könne einen 'roten Faden', also eine bestimmte lineare Rationalität im Lebenslauf ausweisen. Zweifelsohne ist die Bandbreite der akzeptierten Lebensläufe erheblich größer als früher. Dennoch steht die individuelle Biographie auch weiterhin unter normativem Druck, der z.T. auch über Sanktionen in Gestalt ökonomischer Nachteile verfügt. Das Individuum muss, wenn es nicht darauf verzichten will, in bestimmten gesellschaftlichen Kontexten anerkannt zu werden, eine bestimmte, vorgegebene Stringenz und Konsequenz in seinem individuellen Lebenslauf konstruieren können. Das heißt aber nichts anderes, als dass Identität weiterhin durch soziale Anerkennung 'begrenzt' wird. Individualität soll über ein 'einzigartiges', aber erwartbares Profil verfügen.

Zur Zerfaserung von 'Identität' gibt es andererseits einen gegenläufigen Trend auf der konzeptionellen Ebene, der an einem starken Begriff von 'Identität' festhält bzw. diesen neu formuliert. Exemplarisch scheint mir dafür die internationale Genetik- und Bioethikszene zu sein. Kennzeichnend für dieses Identitätsverständnis ist die Reduzierung auf einige

wenige, 'wesentliche' Merkmale. Diese können festgemacht werden entweder am Selbstbewusstsein (Identität heißt eine nicht unterbrochene Abfolge von Bewusstseinszuständen) oder an der Selbigkeit einer wesentlichen Information, paradigmatisch dem genetischen Code. Identität bedeutet nach dieser Auffassung das dauerhafte Vorhandensein derselben genetischen Information, wie sie in einem individuellen Genom gespeichert ist. Sie mag sich lebensgeschichtlich veränderlich ausprägen, ist aber in der materialen Gestalt der DNA-Abfolge permanent gegeben, quasi als das dem Wandel der Lebenszeit zugrundeliegende, unveränderliche Wesentliche. Gerade unter Voraussetzung eines solchen, am individuellen Genom festgemachten Identitätsbegriffs erhalten interessanterweise einige der Überlegungen bzw. (Gedanken-)Experimente des Bioengineerings ihre Bedeutung für die Bioingenieure: Klonen, Chimärenbildung, aber auch so etwas wie Identitätstransplantationen haben ihren ambivalenten Reiz ja gerade dann, wenn man eine starke Vorstellung von personaler Identität zugrunde legt, die durch die entsprechenden Biotechniken entweder vervielfältigt und so auf neuartige Weise in ihrer Individualität in Frage gestellt werden oder deren Individualität durch die Manipulation in unerhörter Weise alteriert wird. Andererseits sind es gerade die biomedizinischen Erkenntnisse und Eingriffsmöglichkeiten, die bisherige Vorstellungen von Identität am Anfang menschlichen Lebens in Frage stellen. Die Diskussion ums Klonen, um 'Totipotenz', um das Reprogrammieren ausdifferenzierter Zellen etc. macht deutlich, dass es zunehmend schwer fällt, mit Bestimmtheit anzugeben, 'ab welchem Zeitpunkt', d.h. bei welcher physischen Entwicklung von Identität, Individualität und Personalität zu sprechen ist. Ganz auffälligerweise wird nämlich im Bioethikdiskurs weitgehend an den starken Identitätskonzepten in ethisch-kriteriologischer Hinsicht festgehalten, obwohl diese Begriffe in gänzlich anderen Kontexten und mit anderen Zielsetzungen gebildet wurden. Das hat zur Konsequenz, dass nicht mehr alle Entwicklungsstadien, Lebensformen und -stadien des Menschen darunter gerechnet werden können. Embryonen, Föten, sehr junge Menschen, aber auch Schwer- und Schwerstbehinderte, Komatöse, sehr alte, demente Menschen usw. sind dann nicht mehr 'jemand' – sondern

*vielleicht* nur noch 'etwas'. Das 'vielleicht' muss gesetzt werden, weil mit der Verunsicherung über die Zuerkennung von Identität und Individualität gleichzeitig die bislang geltende Abgrenzung zum subhumanen Leben unsicher wird, das nicht unbedingt 'Sache', aber jedenfalls sicher nicht 'jemand' ist. – Oder befinden die genannten menschlichen Lebensformen sich in einem Zwischen, einer Zone des Niemandslandes? Jenseits von Identität, Individualität und Personalität (zumindest von deren Vollformen), aber auch noch diesseits von nichtmenschlicher Lebendigkeit oder Sächlichkeit? Oder wie ist das Zwischen zu bestimmen? Anders gefragt: Was soll die Rede von einem Zwischen, in dem Embryonen, Föten oder Komatöse oder Demente hinsichtlich ihres anthropologisch-ethischen Status' zu sehen sind, bezwecken? Wird die Rede vom Zwischen vielleicht mit vom Interesse geleitet, ihnen gerade keine Individualität, Personalität, Identität zuerkennen zu müssen, an denen *gleichzeitig* moralische Bedeutsamkeit festgemacht ist?

Unabhängig davon, hat die Suche nach Zuerkennungs- und Ausschlusskriterien auch etwas Gewalttames an sich:

Peter Grohmann  
Gegen niemand persönlich  
gedichtet  
14-11-03

Kaum Raum  
im Großraumwagen  
Platzkarte  
Im Zug der Zeit  
Alles besetzt  
Kein Platz  
für Niemand  
Nutzungsrechtlich  
Theoretisch  
Aber ethisch  
Alles besetzt

Handlungsmächtige bestimmen,  
wer zu ihnen gehört; alle anderen  
sind bloß noch Handlungsobjekte  
und damit in praktischer Hinsicht  
nicht mehr jemand, sondern  
etwas. Abstufungen zwischen  
jemand und etwas zu setzen, ist  
sehr schwierig. Häufig bestehen  
diese Stufen im 'moralischen  
Status' oder an 'Schutzwürdigkeit'  
faktisch nur nominell, denn

wenn es zur Entscheidung geht, ob man als jemand oder als etwas behandelt wird, bleiben häufig *praktisch* nur diese beiden Kategorien übrig. Anders gesagt: Mit der versuchten Differenzierung auf der begrifflichen Ebene können die Handlungsvollzüge nicht mithalten, da meistens nur Optionen des Respektierens als 'Subjekt' oder des Behandeltdewerdens als 'Objekt' zu Verfügung stehen (zu stehen scheinen). Man könnte auch daraus schließen: das Identitätsparadigma, der Denkstil, der ethisch auf 'Identität' aufbaut, macht

mehr Probleme, als er lösen kann – er ist überfordert. Spätmodern irregulär verlaufende individuelle Biographien und biomedizinische Forschung und Praxis bringen Verwerfungen des Identitätsdenkens an die Oberfläche. Die unterschiedlichen Phänomene, Kontexte, Fragestellungen und auseinanderstrebenden Entwicklungen können nicht mehr unter einen univoken Begriff gefasst werden.

Ehe der Identitätsbegriff kurzerhand verabschiedet und durch neues ethisches Denken ersetzt wird, das freilich noch nicht erkennbar ist, wäre es ratsam zu reflektieren, welche Bedeutungssedimente daran abgehoben werden können. Aus ihnen lässt sich vielleicht Material für ein Weiterdenken gewinnen. Dazu soll hier kurz auf Unterscheidungen eingegangen werden, die Paul Ricœur in *Das Selbst als ein Anderer* (München 1996) eingeführt hat. Ricœur unterscheidet am Gebrauch von „Identität“ zwei Verständnisse, die sich in diesem Begriff überlagern: einerseits die idem-Identität (*mêmeté*), die merkmalsorientiert an dauerhafter *Selbigkeit* interessiert ist, andererseits die ipse-Identität (*ipséité*), der es um die nur praktisch bezeugbare *Selbtheit* des Handelnden in der (aktiv gestalteten, aber auch passiv erlittenen) Geschichte geht. In einer Person sind beide Aspekte der Identität verschränkt, sie lassen sich gleichwohl unterscheiden. Die Selbigkeit repräsentiert eine Außensicht, die versucht, eine Person über die Zeit hinweg als dieselbe wieder zu erkennen und dafür zuschreibbare Merkmale, dauerhafte Strukturen etc. auszumachen sucht. Selbtheit steht dagegen für eine Ich-Perspektive, für eine Treue zu sich selbst, die sich nicht an Merkmalen versichern kann, sondern sich immer wieder im praktischen Handeln als selbst-verantwortlich im Modus des gehaltenen Versprechens – wie ich mich bisher gezeigt habe, so will ich auch weiterhin sein – erweisen muss. Angesichts der wechselhaften Lebensläufe und angesichts der Möglichkeiten, sich immer auch anders zu entscheiden, zu verhalten, *anders zu sein*, stellt sich freilich die Frage, aus welchen Ressourcen diese Selbstbezeugung schöpfen kann, wenn das Selbst sich seiner selbst nicht sicher sein kann. Ricœurs Antwort auf diese Frage verweist darauf, dass die Selbstbezeugung in einem ganz grundlegenden Sinne Antwort ist. Sie ist Antwort auf die Begegnung mit Anderem. Der/das Andere ist wesentlich

mit dem Selbst verbunden, wie er an drei unterschiedlichen, immer 'innerlicheren' Phänomenen des Anderen untersucht. Die andere Person, der eigene Leib und das Gewissen sind Begegnungsweisen mit dem Anderen, die das Selbstsein durchziehen. Der Ruf zur Selbstbezeugung, der von ihnen ausgeht, evoziert für Ricœur im Selbst quasi durch die *Zumutung* des Selbstseins ein fundamentales Können, das die Ressource für die Selbtheit als Verantwortung bereit stellt. Auf ihre je eigene Weise situieren die andere Person, der eigene Leib und die Stimme des Gewissens das Andere im Selbst, insofern sie Passivitätserfahrungen vermitteln, d.h. die (oftmals verstörende) Erfahrung, dass an mir und in mir etwas geschieht, das meiner Urheberschaft entzogen ist – in mir ist nicht nur 'ich'-selbst erfahrbar. Der/die *Anderer* drängt sich nicht nur äußerlich, physisch auf, sondern ragt mit seiner moralischen Aufforderung, nicht zu töten, ins Selbst hinein, das dadurch als verantwortliches konstituiert wird. In seiner Vorgegebenheit, seinem Nichtgewähltsein, ist der eigene *Leib* der widerständige Grund, auf dem eigenes Wollen und Handeln erst einsetzt. Das *Gewissen* schließlich erzeugt die innerste Gestalt der Passivitätserfahrung als eine Stimme, die „aus mir und doch *über* mich kommt“, der Riss eines Anderen im Selbst, der dennoch – unverfügbar – zu nichts als dem eigentlichen Selbstsein ruft.

Jenseits von jemand? Aus diesen Überlegungen möchte ich tentativ, vorläufig für mich festhalten, dass das Selbst und seine Identität sich tatsächlich jederzeit im Zwischen befinden. Identität, Personalität, Individualität sind Denkweisen, die nicht verdecken können sollten, dass sie unscharfe Ränder (oder scharfe Ränder, dafür aber eine 'löchrige' Mitte) haben. Das im Fluchtpunkt dieser Begriffe Liegende aber entzieht sich der Definition, weil es Prozess, Fluss ist; es entzieht sich dem Einsatz als Kriterium, weil die im Selbst konstitutiv sich ereignende Anerkennung vor-kriteriologisch geschieht. Bevor ein reduktiver Identitätsbegriff als moralische Hürde an den Randbereichen menschlichen Lebens errichtet wird, scheint es mir entscheidend zu untersuchen, wie, unter welchen Bedingungen und entlang welcher Hindernisse Anerkennung dort jeweils spezifisch geschieht – oder bereits geschehen ist.